

DER MENSCH ALS RUINE: NATALIE HUTHS VERSTÖRENDE RESTEBILDER

von Andreas Rauth



Eine Frau fährt Rad ohne Rad. Hinter ihr auf keinem Gepäckträger sitzt ein Kind. Dort, wo normalerweise die Hände die Lenkstange greifen, ist diese durch ein Seil ersetzt, an dem Frau und Kind sich halten, ohne dass dieses Halt gäbe. Das Fehlen des ge-

wohnten Gegenstandes lenkt zunächst die Aufmerksamkeit auf die Haltung der Rad fahrenden Person und könnte so auch in einer Anleitung zum richtigen Gebrauch eines Fahrrades abgebildet sein. Mit dem funktionslosen Seil bekommt die Situation etwas ab-

surd Komisches, ja Tragisches.

Ein Mensch in der Fortbewegung, seines Fortbewegungsmittels beraubt ist ein Mensch im Stillstand. „Erstarrt, wie in einem unheimlichen bewusstseinslosen Zustand gefangen“, erklärt dazu die 1975 in Zell a.d. Mosel gebo-

rene Künstlerin. Natalie Huths Zyklus »Les fantômes de ...« erzählt vom Verlust. Den dargestellten Figuren fehlen nicht nur die Objekte ihres Handelns. Es fehlt ihnen auch der Ort, sie sitzen und stehen ohne Grund. Auch die Körper selbst sind unvollständig: zur Hülle entleert fehlen ihnen häufig ganze Gliedmaßen, manchmal sogar der Kopf; den Gesichtern Augen und Nasen. Die Konturen kratzt und ritzt Huth mit der Feder in die weiße Ölkreideschicht der Unterlage und überzieht das Bild anschließend mit einer Leimschicht, die „die rote Farbe aus den Ritzen hervorbluten lässt“. Aus der verletzten Schicht treten klaffende Wunden, Flecke und Risse hervor. Hier verbindet sich der Verlust mit dem Schmerz und der Zeit. Nicht nur dass die Linien auch an rostiges Metall erinnern, die Vorlagen zu ihren Arbeiten findet die Künstlerin in alten Fotografien und selbst in der Reduktion lässt sich noch erkennen, dass die Abgebildeten nicht der Gegenwart entstammen.

Vergänglichkeit, Verlust und Schmerz sind nicht nur Grundbedingungen menschlicher Existenz, sondern auch Quellen von Geschichten, Schicksalen, Geheimnissen. „Jedes Foto ist ein Geheimnis, aus dem einfachen Grund, da ich nicht weiß, wer die abgebildeten Personen sind.“

Vielleicht sind deshalb häufig die Münder geblieben. Dass sie erzählen können von dem Leid, noch sprechen können vom Verlust. Und von der Macht sogar, der Macht, selbst zu verletzen. „Ich habe ein tief sitzendes Bedürfnis, mich den verdrängten Themen wie Gewalt, Krankheit und Tod

zu stellen“. Das Wesen des Menschen interessiert sie, etwas allgemein Gültiges möchte sie herauslösen aus den Fotografien, den Menschen zeigen als „tragische Figur, vergeblich gegen die Sterblichkeit kämpfend.“ Für diese brutale Sinnlosigkeit eines zum Tode verurteilten Lebens (Vilém Flusser), so scheint es, bestraft er gerne seine Umwelt, Mensch oder Tier. Der Mensch ist beides, ein verletztes und verletzendes Wesen. Gefangen im Dilemma des Daseins halten die Figuren in der Bewegung inne, wenn sie nicht ohnehin nur still stehen, die Hände in den Schoß gelegt.

Hier sind keine handelnden Personen versammelt. Die Tat als Ausdruck eines Glaubens an die Allmächtigkeit des Geistes und Umformung der Natur in dessen Sinne, wird in Frage gestellt durch die in leidender Stille aufplatzenden Konturen einer zum Tode verurteilten Kreatur, die sich selbst zuviel ist. Aus der Erkenntnis um die Vergeblichkeit der Tat appellieren die Arbeiten an unsere Fähigkeit zum Mitgefühl, worin auch gleichzeitig die Hoffnung auf ein Besseres auftaucht. Wie in einer der eindrucksvollsten Arbeiten »Frau Bär Mann« (Abb. linke Seite):

Zwei Mediziner führen einen aufrecht stehenden Bär, der sich bei ihnen stützend untergehakt hat. Der mitleidigste Mensch, den Lessing den besten Menschen genannt hat, wird hier gefordert; wenn der Bär, der gar kein Bär ist, sondern ein Mensch in Bären-gestalt, dessen Oberfläche! – es ist die einzige Figur, die nicht bloß Hülle ist, weil sie Natur ist und dann doch wie-

ICH HABE EIN TIEF SITZENDES BE-
DÜRNIS, MICH DEN VERDRÄNGTEN
THEMEN GEWALT, KRANKHEIT
UND TOD ZU STELLEN.

der Bär, in dessen Gestalt der Mensch sich selbst etwas antut – dessen Oberfläche eine einzige offene Wunde ist und an ein fehlgeschlagenes Gentechnik-Experiment denken lässt. Und die Hohepriester der Machbarkeit stehen genauso hilflos da, wie die Kreatur in ihren Armen.

„Wollen wir nicht ein Leben in der Hölle führen, bleibt uns nur der Respekt vor Allem, was lebt“, sagt Natalie Huth, die von 1999 bis 2004 in Hamburg bei Anke Feuchtenberger Illustration studierte, sich aber bereits während des Studiums auf ihre eigenen Themen konzentrierte. Nach Vorgabe zu arbeiten ist ihre Sache nicht. Sie gibt der kompromisslosen Subjektivität des Ausdrucks den Vorzug gegenüber einer veranschaulichenden Illustration. Und was sollten Industrie und Medien, denen eine auf Hochglanz polierte Hülle alles und der Inhalt nichts bedeutet, mit diesen Schmerzensbildern, die sich einer öffentlichkeitswirksamen Ausbeutung von Emotionen verweigern, auch anfangen?

An der HAW in Hamburg lernte sie Katharina Gschwendtner (Artikel ab S. 46) kennen, mit der sie exklusiv für »jitter« auf den folgenden Seiten eine Gemeinschaftsarbeit erstellt hat.

Beide sind außerdem Mitglieder der Künstlerinnengruppe »Spring«, die in unregelmäßigen Abständen ihre Arbeiten in Magazininform unter selbigem Namen veröffentlicht.

Alle Abbildungen:
Natalie Huth, »Les fantômes de ...«, 2006.

